

(Nachdruck verboten.)

6]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Ich erlaube mir gar kein Urteil,“ erwiderte Kexler zurückhaltend.

„Bitte, entschuldigen Sie sich nicht, ich verstehe mich ein wenig auf die Menschen. Sie müssen ja an meinen Worten zweifeln . . . Im übrigen bin ich Ihnen ein wenig zu Dank verpflichtet. Sie haben mich gewarnt, ohne einen Vorteil dabei im Auge zu haben. Ich habe,“ sagte er langsam, „ein gewisses Vertrauen zu Ihnen. Sie machen auf mich einen anständigen Eindruck . . . Natürlich kann man sich täuschen . . . Gewiß kann man sich täuschen . . . Immerhin, Sie machen auf mich einen äußerst anständigen Eindruck. Außerdem suchte ich schon lange einen Menschen, dem ich mich anvertrauen könnte . . . Ich brauche einen solchen Menschen . . . Wollen Sie mich heute abend besuchen?“

„Es wird mir eine Ehre sein!“

„Gut — ich erwarte Sie um zehn Uhr . . . Jetzt lassen Sie mich aussteigen!“

„Kutscher, halten Sie!“

Herr Freitag stieg aus.

Kexler folgte ihm noch eine lange Strecke mit den Augen und sah, wie seine weißen Haare im Winde flatterten.

Siebentes Kapitel.

Kexler hatte sich verspätet. Um zehn Uhr sollte die Konferenz mit Herrn Freitag stattfinden, und jetzt war es beinahe halb elf. Was verschlug es? Der Alte würde auf ihn warten, und der Teufel mochte wissen, was bei der ganzen Sache herauskommen würde. Eine Kateridee von ihm, mit diesem närrischen Patron anzubandeln!

Er war wieder vollkommen mutlos. Dieser Tag, den er mit so hochfahrenden Plänen begonnen, endete für ihn kläglich. Ohne jeden äußeren Grund hatte seine Stimmung umgeschlagen. Er begriff nicht, wie er auch nur eine Stunde ernsthaft hatte glauben können, daß diese Leute ihm „sein“ Grundstück verkaufen würden! . . . Und wenn sie wirklich bei Dreifach anfragten, so würde der — das stand fest — sich äußerst kühl und ablehnend verhalten — und dazu ihm gehörig den Text lesen . . . Mochte er's! Was lag ihm daran! . . . Wenn er nicht bauen konnte, war ihm alles andere gleich . . . Gott und die Welt . . .

Er kam jetzt an der Kronenapotheke vorbei, die in der Jerusalemerstraße gelegen ist.

Vor der Tür der Apotheke stand eine auffallende Erscheinung — ein junges Mädchen, das sich ein rotes Tuch über den Kopf geworfen hatte und eine bunte russische Schürze trug.

Die feinen Linien und Umrisse ihres Körpers fesselten ihn. Er trat unwillkürlich näher, um sie besser sehen zu können.

In diesem Augenblick öffnete der Provisor die Nachtklappe und reichte dem Mädchen eine Schachtel hinaus.

Und nun trat folgender Zwischenfall ein: Das Mädchen suchte in ihren Taschen nach dem Portemonnaie und fand es offenbar nicht.

Der Provisor da drinnen wurde unruhig und verlangte mit einem ziemlich großen Stimmenaufwand die Medizin zurück.

Kexler sah die feinen, blassen Züge des Mädchens, aus denen eine furchtbare Angst und Ungeduld sprach, und ohne sich lange zu besinnen, fragte er, nähetretend:

„Ich darf Ihnen wohl mit dem kleinen Betrage aus-
helfen?“

Einen Moment schwankte das Mädchen und sah ihn unschlüssig an. Dann entschied sie sich und sagte, tief atmend:

„Ich bitte Sie sehr darum!“

Kexler bezahlte drei Mark fünfzig Pfennig.

Der Apotheker machte die Klappe zu, und nun standen sie sich Aug' in Auge gegenüber.

„Wenn es nicht eine so furchtbare Eile hätte,“ sagte sie gepreßt, „aber Sie ahnen ja nicht, wie es drängt! . . . Darf ich Sie um Ihre Adresse bitten, mein Herr, um Ihnen das Geld zurückzugeben zu können?“

„Dann müssen wir uns wohl gegenseitig vorstellen?“ sagte Kexler und blickte prüfend in dieses feingeschnittene ovale Gesicht mit den tiefblauen, kummervollen Augen, über denen feingezeichnete Brauen sich wölbten.

„Ich heiße Grete Anders,“ sagte sie leise. „Meine Eltern wohnen in der Krausenstraße Nummer 19, Hof, drei Treppen.“

Kexler verbeugte sich und erwiderte:

„Mein Name ist Friedrich Kexler und meine Adresse Schützenstraße Nummer 46!“

„Ich danke Ihnen vielmals,“ brachte sie hastig hervor, „aber jetzt muß ich fort — ich habe keine Sekunde mehr zu verlieren!“

Und wie geheizt eilte sie davon.

„Grete Anders!“ murmelte er vor sich hin. Es war doch eigentlich seltsam, wie viele Beziehungen diese letzten Stunden gebracht hatten! Was hatte das alles zu bedeuten? . . . Und wie eigenartig dieses Geschöpf ausgesehen hatte mit dem roten Lächeln und der russischen Schürze! Wie die bunten Farben zu ihrem Gesicht gestimmt hatten . . .

Was kümmerte es ihn! Er hatte keine Zeit, den Weibern nachzulaufen . . . Er hatte ernstere Dinge im Sinne!

Jetzt stand er vor seinem Hause. Aus dem Fenster des Herrn Freitag blinkte ihm Licht entgegen.

„Aha! der wartet auf dich!“

Er schloß auf und nahm die Treppe in großen Sätzen. Dann klopfte er hart und vernehmlich an Freitag's Tür. Sofort wurde ihm geöffnet.

Der Kleine Mann war in sichtlicher Erregung.

„Ich dachte schon, Sie würden gar nicht mehr kommen!“ sagte er aufgeregt.

„Ich wäre in jedem Falle gekommen,“ entgegnete Kexler.

„Ich hatte nur eine wichtige Konferenz, die sich zu meinem Leidwesen viel länger hinzog, als ich erwartete. Man ist ein geplagter Mensch!“ fügte er hinzu.

Herr Freitag nötigte ihn, Platz zu nehmen. Wieder war er mit seinem Maskenkostüm angetan — dem blauschwarzen Schlafrock und dem Fes auf dem Kopf. Er hatte eine goldene Brille aufgesetzt und betrachtete voll innerer Unruhe seinen Gast.

Kexler machte nicht den leisesten Versuch, ihn zum Sprechen zu bringen. Im Gegenteil — er spielte den Uninteressierten und Unbefangenen.

„Diese großen Geschäfte,“ sagte er nach einer langen Weile erschöpft, „haben etwas entsetzlich Aufreibendes. Sie machen einen ganz kaputt! Da komme ich sieben aus einer Aufsichtsratsitzung — so viele Köpfe, so viele Meinungen! Und was für dummes Zeug man nicht anhören und widerlegen muß! Es ist, um auf die Bäume zu klettern! Projekte, die vollkommen fertig erscheinen, werden noch in letzter Stunde durch die Einsichtslosigkeit von Narren ins Schwanken gebracht. Man muß seine ganze Elastizität und Selbstbeherrschung zusammenschaffen, um nicht durch solch unsinnigen Widerstand zu guter Letzt noch müde zu werden. Seien Sie froh, daß Sie ein unabhängiger Mensch sind und mit Geschäften nichts zu tun haben! Die Kaufleute soll der Geier holen, das sind die unsichersten Rantoniisten! . . . Uff!“ machte er, „nun wissen Sie, warum ich verstimmt bin!“

„Ich tauschte mit Ihnen — ich tauschte auf der Stelle!“ sprudelte Herr Freitag hervor. „Die Sorgen, die mich drücken, sind schwerer! . . . Ich sagte Ihnen schon gestern: Wenn es mit rechten Dingen zuginge, könnte ich mir einen Rennstall kaufen. Aber es geht eben nicht mit rechten Dingen zu. Man lebt in einer Welt von Spitzbuben und Schurken! Man ist dieser Bande gegenüber verraten und verkauft. Bitte, überzeugen Sie sich selbst! . . . Überzeugen Sie sich selbst, mein Herr!“

Er überreichte ihm ein dickes Schriftstück, offenbar die Abschrift eines Testaments.

Kexler las, daß ein Rittergutsbesitzer namens Freitag seinen Sohn zum alleinigen Erben einsetzte, seinen illegitimen Sohn.

„Ich verstehe,“ sagte er, „Sie fühlen sich durch diesen illegitimen Sproßling um Ihre Erbsprüche betrogen. Ist es nicht so?“

„Allerdings,“ entgegnete Freitag, „so ist es!“

„Aber dagegen wird gar nichts zu machen sein, fürchte ich!“

„Da sind Sie gründlich im Irrtum — dagegen muß etwas zu machen sein! Lassen Sie mich gefälligst ausreden: Mein Onkel ist im Alter von einundsiebzig Jahren gestorben. Sein unehelicher Stammhalter war bei seinem Tode zwei Jahre alt. Jahr und Tag vorher, bevor aber dieses Kind geboren wurde, war mein Onkel schwer krank und weder im Besitze seiner körperlichen noch geistigen Kräfte. Und nun kommt der Biß: mein Onkel liegt im Krankenhause, und seine Pflegerin, eine bereits ältliche Person, fördert ihn, als er sich etwas erholt hat, zu ihr zu ziehen, da er sich dort einer besseren Pflege erfreuen würde. Und dieser Mummelgreis, der für keine drei Pfennig mehr Verstand hatte, fällt darauf 'rein. Die Person hat eine Tochter von kaum zwanzig Jahren, und mit dieser soll mein armer, elender Onkel sich in ein Verhältnis eingelassen haben, das nicht ohne Folgen blieb. Merken Sie nun den ganzen Schwindel?“ unterbrach er sich wütend.

Kesler zuckte mit den Achseln.

„Nun, dann will ich Ihnen den Schluß dieses Kolportageromans erzählen: Mein Onkel war gar nicht mehr in der Lage, ein Kind in die Welt zu setzen. Er wurde aber derartig abhängig von diesen beiden Frauenzimmern, daß er überhaupt keinen Willen mehr hatte. . . . Und so hat man ihm dieses Testament abgeschwindelt. In Wahrheit hat diese Person ein halbes Jahr nach dem Tode meines Onkels ihren Liebhaber geheiratet, der, ebenso wie der Verstorbene, bei ihnen zur Miete wohnte. . . . Begreifen Sie jetzt endlich?“ schloß er, und sein ganzes Gesicht war von Zorn und Wut verzerrt.

Kesler hatte allmählich interessiert zugehört.

„Da wird aber verdammt wenig zu machen sein,“ meinte er skeptisch.

„Oho!“ schrie der Kleine, „dagegen würde sehr viel zu machen sein. Ich müßte nur das nötige Kapital haben.“

„Wieso denn?“ fragte Kesler unschuldig.

„Ja, wissen Sie denn, was es heißt, einen Prozeß zu führen, bei dem das Objekt über zwei Millionen beträgt? . . . Wissen Sie, was das kostet?“

„Ganz abgesehen davon,“ entgegnete Kesler langsam und ausweichend, „halte ich es für ungemein schwer, den Nachweis zu bringen, daß dieses Testament Ihrem Onkel abgerungen wurde. Vielleicht ist das Kind wirklich von ihm, und dann sind Ihre Schlüsse falsch.“

Der Kleine klappte das Schriftstück mit lautem Geräusch zusammen. Er sah Kesler enttäuscht und geringschätzig an.

„Mit Ihnen ist nicht viel anzufangen,“ sagte er achselzuckend und herablassend. Dann aber wechselte er den Ton. „Was Sie da sagen, ist ja borniert, geradezu hirnerbrannt!“ brüllte er ihn an.

„Das ist Auffassungssache!“

Herr Freitag stellte sich in Positur.

„Da kann von verschiedener Auffassung gar keine Rede sein. Sobald ich die nötigen Mittel hätte, würde ich schon den Nachweis führen. Ich würde alle die Personen auskundschaften, die von der Sache etwas wissen können — glauben Sie es mir!“

„Gehört denn aber dazu ein so ungeheures Kapital?“

„Unzweifelhaft! Man kann diese Sache nur durchführen, wenn man über große Mittel verfügt.“

„Ja, was ist denn da zu tun?“ fragte Kesler. „Besitzen Sie gar keine Freunde und Angehörigen, die Ihnen unter die Arme greifen könnten? Ich nehme an, daß Sie selbst nicht in der Lage sind,“ setzte er hinzu, „aus eigenen Mitteln die Prozeßkosten zu bestreiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Tapferkeiten.

Drei Tage lang war der Verteidiger von Port Arthur, General Stössel, der Held des Erdkreises. Gibt es etwas Erhabeneres, als 11 Monate hindurch einen gerauschten Ort gegen einen lebensverachtenden Feind zu verteidigen, der scharenweise um die mörderischen Granaten kreist, wie trinkene Eintagsfliegen um das Licht! So lasen wir in den geschwinden Zeitungspantasten: Eine Besatzung von 50 000 Mann bis auf einen zusammengeschnittenen Rest von 8000 Mann getötet und verwundet; und auch von den 8000 nur noch 2000 kampffähig. Ganz Port Arthur verwandelt in eine Abdeckeri von Schwärendem, blutendem, faulendem Menschenfleisch, in dem der Lebensfunke nur deshalb noch zu glimmen scheint, um dem Entsetzen zu leuchten, damit man es recht erkenne.

Keine Nahrungsmittel mehr. Der Kasgenuß verwandelt die Mundhöhlen in ein grauenvolles Geschwür. Die Schatten wanden die halb verhungerten, übermüdeten Soldaten; seit 11 Monaten haben sie so recht nicht geschlafen: immer im Dienste für's Vaterland. In den Hospitälern, auf die es Granaten regnet, walteten die Schwestern vom roten Kreuz ihres schaurigen Amtes, parfumierte Watte in der Nase, um den Pesthauch zu ertragen.

Stössel aber, der Held, kennt keine Furcht. Er hat seinem kaiserlichen Herrn gelobt, Port Arthur zu halten. Er kämpft bis zum letzten Blutstropfen, und in den Augenblicken der Mühe verfertigt er unermüdet Proklamationen, Telegramme, in denen er feierlich schwört, bis zum letzten Blutstropfen kämpfen zu wollen. Sein Haar ist ergraut, er ist unzählige Mal verwundet, er ist sterbenstrank. Aber er kämpft für seinen Herrn in Petersburg, diesen gottbegnadeten Epileptiker, der Hunderttausende in den Krieg jagt, aber selbst die Granaten nicht verträgt und deshalb Weltfriedens-Manifeste unterzeichnet.

Stössel aber ist ein Held!

Vergebens erhebt die legernde Vernunft ihre Stimme gegen diesen Heldentwahn, diese tückische, mörderische Erfindung derer, die auf Leichen herrschen. Wer gab diesem Unhold das Recht, fünfzigtausend Menschen für ein Phantom zu opfern? Wenn er selbst bis zum letzten Augenblick kämpfen will, dann gut, er hat das Kriegshandwerk zu seinem Beruf gegen hohe Bezahlung freiwillig erwählt; seine Pflicht, sein Geschäft ist es, zu morden, zu sterben. Auch seine Offiziere darf er in den Tod mitnehmen. Wofür aber gehen die Zehntausende zu grunde? Für ein Land, für eine Regierungsgewalt, die sie ausplündert und martert! Nicht freiwillig sind sie gekommen, man hat sie gewaltsam gepreßt, mit dem Galgen des Patriotismus in die Höhe gezogen. Und dennoch verweigern sie dem Verteidiger von Port Arthur, dem Helden, nicht den Gehorsam, der Kadaver zeugt. Aus Begeisterung für den Zaren und die Schreckensherrschaft der Knete? Niemand glaubt daran. Die abergläubige Furcht, die tiefe Unwissenheit hält sie zusammen. Hat man ihnen doch immer wieder erzählt, daß der gelbe Feind kein Mensch sei, daß diese gelben Affen grausame Bestien seien. Wehe dem armen Kosak, der ihnen lebend in die Hände fällt: sie werden gerädert, in siedendem Del gekocht, die Haut wird ihnen bei lebendigem Leibe wie Kalen abgezogen, die Augen werden ihnen ausgerissen. . . . Rein, man wird wirklich bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Der Held von Port Arthur hat sich nicht über Meuterei zu beklagen.

Wie aber erschöpft diese arme, unwissende Horde die letzten Tage ihres Lebens, ehe sie von den Granaten gemäht werden?

Noch berichtigt kein Zeuge der Wahrheit, wie man in Port Arthur lebte. Immer nur hört man, wie sie starben. Waren nicht die Greuel des Lebens und der Auslöschung aller Dinge noch fürchterlicher als die des Todes? Die Kriegselende, diese Religion der Bestialität, darf nicht zerrüttet werden. Die grausigen Zudungen der losgebundenen Tierheit sollen als Heldentragedie stilisiert bleiben.

Indessen all der Blutrühm, all der Schlachtier-Patriotismus ist umsonst. Der Held kann die Festung nicht mehr halten. Die Mannschaft ist getötet, verstümmelt, ohnmächtig. Die Offiziere liegen unter der Erde. Seuchen und Hunger herrschen. Die Munition ist verschossen. Das Haar des Helden wird noch eine Schattierung weißer, noch einmal beschwingt er stöhnend den Telegraphen: „Großer Kaiser verzeihe uns!“ Dann kapituliert er. Die Kräfte sind erschöpft!

Ueber den Erdkreis fließen die zivilisierten Tränen über den Helden. . . . Wiederum wird die Vernunft hinweggeschwemmt, die es gar nicht erhaben findet, daß der Held, der 50 000 Menschen geopfert, selbst noch — lebt, den Degen abliefern, sein Ehrenwort gibt, und mit gebrochenem Herzen und gebleichtem Haar, aber sonst mit allem modernen Komfort in die Heimat zurückkehrt. Er gelobte, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, und doch ergab er sich, im Vollbesitz seiner sämtlichen Blutstropfen. Die Zehntausende der anderen modernten, seine Führergenialität aber wurde sorgsam behütet. Wie hätte auch sonst die namenlose Menge kampfgerichtet werden können, wenn der kühne Schlachtenlenker und Schlachtendenker sich nicht geschont und die Wege des Nordes gemieden hätte! Da glauben wir in unserer Kindervernunft, ein Held vermöchte es nicht zu ertragen, unzählige Hingschlachten zu lassen und dann selbst frischlebendig zu kapitulieren. Uns ersezt nicht das Ehrenwort die Ehrentat, daß der Führer im Tode vorangeht. Auf sinkendem Schiffe verharret der Kapitän, bis alle gerettet sind, dann stürzt er ins Grab. Der russische Festungsheld verharret, bis alle getötet sind, dann marschiert er auf Ehrenwort ins vergnügte Dasein. Solch Spiel mit fremdem Menschenleben nennen wir gleichwohl Heldentum, während der Kapitän nur einfach seine Pflicht getan hat.

Held Stössel, nicht Menschenmörder Stössel — so lärmten es die Zungenlehrer der Herrschenden durch die Welt.

Ueber Nacht hat sich die Heldentragedie jäh gewandelt. Der Erdkreis, der es als strahlenden Blutrühm empfand, daß ein General 40 000 Menschen opfert und selbst lebend kapituliert, findet es gar nicht heroisch, daß diese 40 000 noch leben. Mit der Nächstenliebe eines Waschezettels, der die ausgelieferten Strümpfe, Hemden und Unterhosen ziffernmäßig bucht, hat der japanische General die gefangene Menschenbeute aufgezählt: 48 000 Mann, davon 16 000 Kranke und Verwundete! 8 hervorragende Generale haben bis zum letzten Blutstropfen sich — dem Feinde ergeben. Die Vernunft atmet auf!

Also sind doch die Soldaten nicht so verblendet gewesen, sich um des Haren und seines Stössel willen abschnitten zu lassen. Aber die öffentliche Meinung der blutbegeisterten Philister ist über diese Milderung des Wahnsinns gar nicht erbaut. Der lebende Führer des Wahnsinns inmitten eines Heeres von Leichen war ein Held. Der lebende Führer im Kreise seiner Leiber den Mitgefangenen ist gar nichts für das Panoptikum der patriotischen Gefühle, eine Possenfigur, vielleicht ein Feigling.

Zur Psychologie des Ruhmes und der Tapferkeit ist dieser Umschlingung des bürgerlich dressierten Bewusstseins ein unbergelicher Beitrag. Tief wurzelt immer noch der Fettschindienst, der vor dem Führer als dem Helden niederkniet, sofern er nur Menschenleben wie Spreu auf der Wurfsgabel seines Ruhmes schwingt. Tapferkeit ist, die anderen den süßen Tod für ein verhaßtes Vaterland leiden zu lassen. . . .

Die Moral der Herrschenden hat es weislich verstanden, die edelste menschlicher Tugenden für ihre Bedürfnisse zu kneten. Der Held, der einen Verbrecher der Staatsgewalt mit Opferung seines Lebens, Brust an Brust, auströtet, ist dieser Moral ein „feiger Meuchelmörder“, wie ihr der unbarmherzige, selbstsüchtige Menschenvernichter ein Held ist. Wenn begeisterte Männer und Frauen, um gewaltiger Ideale, auf die Strafe gehen, wehrlos, ohne Waffen, wohl eine rote Fahne aufstehend, einen revolutionären Aufstand stiftend, dann sind es freche Aufstörer, und ihre schlichte opfernde Tapferkeit ist Frevel. Wie wilde Tiere jagt man sie. Mit Peitschen und Säbeln werden sie mißhandelt — und die Deffentlichkeit der Herrschenden erklärt die Strafe für streng aber gerecht, weil sonst die Anarchie allmächtig würde. Und doch ist jeder dieser Peitschenstriemen und Säbelschneide ein höheres Ehrenzeichen für die verlebendete Kulturtapferkeit als der elende Ruhm der Festungsgeneräle, deren Größe ihre Roheit, deren Mut ihre Gleichgültigkeit fremder Schicksale ist.

Helden zu erziehen, ist der höchste Sinn der Menschheitsgeschichte. Das Heldentum der Zivilisation aber beginnt, wo der Bluglanz der Führer der Verachtung anheim fällt, und als Held jeder Mensch erachtet wird, der für das Leben wirkt. Wir kämpfen für die Tapferkeit des Lebens, die den Tod nicht fürchtet. In Port Arthur wurde die Tapferkeit des Todes entlarvt, die das Leben schändet. —

J o o.

Kleines feuilleton.

e. w. Dwornik. — Man schreibt uns: Vor einigen Tagen war im „Vorwärts“ ein Bericht über die Schenlichkeiten abgedruckt, die die russischen angehoffenen Dworniks im Dienste der Polizei an den wehrlosen Demonstranten verübt haben. In dem Bericht ist das Wort Dwornik vielfach mit Hausknecht wiedergegeben. Das stimmt nicht genau. Zur näheren Erklärung müssen wir die russischen Wohnungsverhältnisse mit einigen Worten klarlegen. Der größte Teil der Häuser ist in den kleineren Städten aus Holz gebaut, und nur in den größeren und in den Residenzstädten Petersburg und Moskau haben die hölzernen Häuser den Steinbauten allmählich Platz machen müssen, so daß die Straßen ein ganz modernes Gepräge aufweisen. Die Häuser aus Holz sind gewöhnlich nur ein- oder zweistöckig, während die steinernen Häuser immer höher und höher gen Himmel streben, so daß Häuser mit fünf Stockwerken in den großen Städten keine Seltenheit mehr bilden. Bis vor verhältnismäßig noch nicht langer Zeit galt es für unsehr, in seinem Hause eine Wohnung an andere Leute zu vermieten, aber noch weniger war es standesgemäß, selbst eine Mietwohnung innezuhaben, wenn man zur „Gesellschaft“ oder wenn auch nur zur Kaufmannschaft gerechnet werden wollte. Diese Anschauungen haben sich nicht nur in den kleineren Städten bis heute erhalten, sondern herrschen noch vielfach sogar in Petersburg und Moskau, wo die vornehmen und reichen Familien bejiretet sind, ein Haus für sich, einen Osobnial, zu bewohnen. Solch ein Osobnial ist gewöhnlich ein großes einstöckiges, villenartiges Gebäude, das mitten in einem größeren oder kleineren Garten liegt. Manchmal hat es noch ein Halbgeschöß. Ein hoher Baum umschließt gewöhnlich diese kleine für sich bestehende Welt, deren Eingang von einem Storosch (Wächter) oder Dwornik in Gesellschaft von großen Hunden bewacht wird.

Das, was wir im Deutschen Hof nennen, heißt in seinem ganzen Umfange, also auch der kaiserliche Hof, auf russisch Dwor. Daher ist Dwornik eigentlich ein Mann, der den Hof eines Hauses beaufsichtigt, also in ganz eigentlichem Sinne ein Hofmann.

Die erwähnten Osobnials befinden sich natürlicherweise zum größten Teil außerhalb der eigentlichen Stadt, und bei der großen Geräumigkeit dieser Wohnungen bieten sie auch den Dworniks einige nur für diese bestimmten Räume. So wird es für uns Deutsche erklärlich, daß diese Leute die armen Opfer, die für menschenwürdige Zustände kämpfen, in ihre Behausungen schleppen und dort ungeschen verprügeln konnten. —

— Seiters aus dem Juristendeutsch. Und zwar stammt es, wie die „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ mitteilt, nicht aus verwichenen Zeitläuften, sondern ist, um das bestimmt zu sagen, Aus entnommen, die noch im Gange sind. Zunächst seien folgende Wortungeheuer zum Auswendiglernen empfohlen: Sicherungshypothekstilforberungsloösungsbevollmächtigungsurkunde. — Ge-

meindweisenratseigenschaftsunterschrift. — Testamentenwieder-niederlegungsüberbitung. — Pfliegerbestellungscheinsnichlaufind-barkeit. — Pfliegchastsübernahmehereitwilligkeitserklärung. — Mündelgelbericherungsnachweiseanlegenheit. — Behinderungs-grundangaben. — Namensunterschriftsanerkennungungsverhandlung. — Weiterverpfändungsbenachrichtigungsberechtigter. — Muttererbest-forberungsache. Sodann sind auch die folgende „Resolution“ und Mitteilung als Stilmuster recht hübsch und beachtenswert. Sie heißen: „Die Urkundemitteltwiederanherbringung über das pfleg-lingsväterliche Abkommen mit defuncto veranlaßt mich diesseits die gegenwärtigen Akten br. m. s. l. z. an das Rgl. Amtsgericht N. N. mit obentstehender Dahinnachrichtigung und dem Ersuchen um Dies-seitsbenachrichtigung über die Eventualdahinübernahme zur gef. jen-seitsbenachrichtigung zu übersenden.“ — Br. m. s. p. z. an das Gericht N. N. mit dem ergebensten Bemerkeln, daß diesseitig unter-zeichnete Richter bei jenzeitigem Schreibeneingang bereits jen-seits der Alpen war, infolgedessen diesseits eine Entscheidung für jen-seits nicht gefüllt werden konnte, bei schon erwähntem Nichtgegenwärtigsein dieselbe aber diesseitigen Erachtens auch nicht zu treffen ist. —

— Eine brennende Eiche mitten im nächtlichen Winterwald ist gewiß ein seltener Anblick. Am Montag abend, so wird dem „Schw. W.“ aus Stuttgart berichtet, bot sich dieser im hohen Wosser, unweit der Straßenzugung Degerloch-Muith dar. Der ganze Riesen-stamm war gespalten und zeigte seine feurigen Ären bis zum Gipfel hinauf. Wie in einem gewaltigen Kamin zogen Blut und Flammen durch den morschen Leib des Stammes, und fortwährend sprühten feurige Funken hoch darüber zum Himmel empor. Es war ein phan-tastischer, grandioser Anblick, der durch die Umgebung noch erhöht wurde. Der Schnee ringsum war durch den Glutschein rot gefärbt, und zwischen den dunklen Waldbäumen, zu denen sich die Riesenäste der Eiche wie hilflos suchend ausstreckten, blickten ruhig vom hohen, nächtlichen Himmel die Sterne hernieder. Die herbeigerufene Feuerwehr mußte, da es im Wosser fehlte, sich mit dem Verjuch be-gnügen, die Blut herauszupumpen. Mit rasch gefällten Baumstämmen wurde dem Riesen zu Leibe gegangen. Ein feuriger Strühregen und hell auflodernde Flammen waren die nächste Wirkung. Dann wurde versucht, einen Riesenast abzureißen, aber der hielt fest. Troß Flammen und Blut stand der Baum da, gewaltig, unerschütterlich, und immer mächtiger lohte das Feuer empor. Man mußte ihn brennen lassen, einreißen ließ er sich nicht, kaum daß manchmal ein Brocken losgelöst wurde. —

Theater.

Neues königliches Opern-Theater. König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer. Ein tieferer Eindruck des Grillparzer-schen Trauerspiels war von vornherein durch den Theatertraum schon ausgeschloffen. Die bekannte unübertrefflich schlechte Akustik muß jede ruhige Stimmung des Genußes stören. Doch auch hiervon ab-gesehen, wenn man sich das Stück in dieser Aufführung auf die Bühne des alten Schauspielhauses übertragen denkt, auch dann wäre eine bis zum Ende anhaltende innere Anteilnahme nicht zu erwarten gewesen. Von der großzügigen Genialität seiner dem Euripides nachgeschaffenen, das antike Urbild überflügelnden Medea ist in diesem um ein paar Jahre jüngeren Werke Grillparzers nur hier und da ein Zug zu spüren. Der Dichter, der in den aus der griechischen Sagenwelt schöpfenden Dramen in Medea, Sappho, Hero und Leander sein Höchstes erreicht, sucht in dem Ottokar einen Stoff der mittelalterlich deutschen Geschichte im Stile etwa von Shakespeares Königsdramen zu gestalten. Chronologisch, aber nur chronologisch, nicht der Empfindung nach, liegt dieser Gegenstand uns näher als jene alten griechischen Fabeln von allgemein mensch-lichem Gehalt. In Shakespeares Zeiten ragte das Mittelalter, die Erinnerung an die feudalen Kämpfe noch hinein; eine nüchtern klare Geschichtsauffassung hatte den vaterländischen Königs- und Heroen-kultus noch nicht untergraben. Aber heute? Was sind uns die gepanzerten Herrschaften mit der kriegerischen Verstellung aus der Siegesallee, was ist uns Ottokar und schließlich auch Rudolph von Habsburg? Träger von Namen, an die sich vom Schulunterricht her ein paar trodene Notizen ohne allen Phantasiefert knüpfen. Die Verherrlichung des so eifrig auf die Mehrung seiner Hausmacht erpichten Habsburgers als eines Gottesstreiters, dem nur das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, hat bei Grillparzer in ihrer aufbrin-glichen Loyalität etwas irritierendes, löst die entgegengesetzten Empfindungen, als es der Dichter wollte, aus. Die große Masse der Personen, wie sie zum Bestand solcher Haupt- und Staatsaktionen gehört, bleibt schon darum, weil der Name des Dramas eine intimere Charakteristik derselben nicht gestattet, in poetischer Hinsicht totes Gewicht; und die Handlung, die sich an das kompliziert historische anlehnen soll, verliert die klare Durchsichtigkeit, die schlanke und gerade aufsteigenden Bewegungslinien, ohne daß der Reiz des Milieus, des uns heut schon allzusehr geräderten, dafür entschädigte. Wie Grillparzer den Habsburger ungeschichtlich glorifiziert, so hat er, scheint es, den Böhmenkönig unter das historische Niveau herabgedrückt. Der Kontrast, auf den er ausgeht, ist der des Herrschers, der in schlichter Gewissenhaftigkeit, ein Diener des Staates, seines Amtes waltet, und des zigellos Selbstischen, der vom Glück verwöhnt, von Größenwahn verblendet, seinen eillen und rachsüchtigen Launen dem Idole persönlicher Macht alles zu opfern bereit ist. Damit Licht und Schatten scharf geschieden gegenüber- stehen, hat er den Rivalen Rudolphs als so übermütig prahlend, so

unflug und entblöht von jeder ruhigen Bestimmung gezeichnet, daß man am Ende nicht mehr begreift, wie dieser Mann in der äußeren und inneren Politik so bedeutende Erfolge hat erringen können. Alles, was wir ihn in dem Stücke tun sehen, ist gegen sein Interesse, muß ihm nutzlos neue Feinde schaffen; „groß“ erscheint er hier nur in der souveränen Unbekümmertheit, mit der er die Empfindungen anderer, auch solcher, die ihm schaden können, verlegt und in dem rasenden Aufschäumen seiner Nachsucht. So aber, wie Grillparzer ihn nun einmal faßt, hat er diesen Charakter in den Hofszenen des ersten und des zweiten Aktes ganz außerordentlich plastisch-einprägsam herausgearbeitet. Eine sehr starke dramatische Bewegtheit zeigt auch die Szene in dem Feldlager Rudolphs, in der sich der Böhmenkönig unterwirft, aber die Motivierung wird unklar. Daß Ottolar plötzlich den aussichtslosen Kampf aufgibt, überrascht schon, daß aber Rudolphs Rede über das Ende des Krieges auf ihn entscheidenden Eindruck machen soll, ist unverständlich. Von da geht es abwärts mit Ottolar, wie mit dem Stück. Der Hohn seiner hochmütigen Gattin treibt ihn, von neuem die Waffen zu erheben, durch den Bruch des Vertrages die „Ehre“ wiederzuerobern. Rudolph überbietet sich in Edelmütigkeiten; doch er kann nicht hindern, daß ein Jüngling, der den Tod seines Vaters zu rächen hat, den Rebellenkönig in dem Kampfe erschlägt. Auf dem Schlachtfelde befehlt der gottesfürchtige Kaiser den eigenen Sohn mit Ottolar's Besetzung; und, wie es in der Schiller'schen Habsburger-Ballade heißt, „alles verehrte das göttliche Wallen“.

Die Ausführung hat nur eine hervorragende Leistung: Matkowsky als Ottolar. Möglich, daß er das prahlerisch Leichtsinrige noch mehr betonte, als der Dichter gewünscht. Aber die anschauliche Einheit wurde dadurch nicht gestört. Dieser Stich, ins Schäpische-Täppische stimmte vorzüglich zu der hochgewachsenen breitbrüstigen Heldengestalt. Es war, als ob ein großer Kater mit ungeschickter Pose in das Spiel der Kleinen schlägt, halb geschlossenen Auges und unendlich herablassend, obwohl er nicht einen Grad Klüger ist als sie. Großartig wirkt im zweiten Akte der wilde Ausbruch gekränkter Stoiçes. Man hörte durch die Worte unmittelbar das Innere, wie in einem rauschenden Meere der Nachsucht jeder andere Gedanke unterging. Mit seiner Kunst deutete Matkowsky's Spiel auch auf physische Hintergründe, etwas nervös Pathologisches in dem Charakter hin. An Ludwig's Rudolph befremdete zuerst das Salbungsvolle in Sprache und Ausdruck. Aber der Habsburger, von Akt zu Akt überzeugte man sich mehr davon, verdiente es nicht besser. Der Ton war gut den frommen Reden angepaßt. — dt.

Kunst.

es. Die Entwürfe zum Charlottenburger Brunnen auf dem Steinplatz. In der Akademie der Künste sind die Entwürfe zu dem Charlottenburger Brunnen ausgestellt, der den Steinplatz vor der Akademie schmücken soll. Aufgefordert zur Konkurrenz waren die Bildhauer Friedrich Heinemann und August Gaul. Wem man den Preis wünschte, ist klar: August Gaul. Fast noch klarer war, daß Heinemann den Auftrag bekommen würde. Ein Brunnen von Gaul bedeutete eine Ehrenrettung Berliner Denkmalkunst.

Um das Resultat gleich vorwegzunehmen: Gaul hat tatsächlich den Preis bekommen, ein Faktum, an dessen Möglichkeit schon niemand mehr glaubte. Und so wird Charlottenburg den Vorzug haben, ein Werk sein Eigen nennen zu können, das ein öffentlicher Protest ist gegen alle neueren Berliner Denkmäler. Und man wird nun wissen, wohin man zu deuten hat, wenn man die Kinderwertigkeit der neueren Denkmäler aus künstlerischen Rücksichten betont. Darum ist auch diese Tatsache, daß die echte, tüchtige Kunst siegte, nicht eine so zufällige, bedeutungslose Erscheinung, die weiter keine Folge haben wird. Sie wird sie hoffentlich haben, und zwar fortschreitend im guten Sinne.

Vor allem vermeidet Gaul das bis zum Ueberfluß angewendete Wasserspeien, das meist von irgendwelchen am Rande des Bedens gelagerten Tieren oder anderen Wesen auszugehen pflegt, wie es auch Heinemann tut. Er läßt die breite, ruhige Wasserfläche wirken. Nur wenig sind die Ränder des Bedens erhöht, die in harmonischer Rundung den Brunnen abgrenzen gegen breite Rasenflächen. Dies alles verstärkt und unterstreicht die räumliche Weite des Platzes und erhöht die einheitliche Gesamtwirkung.

Dann wirkt es doppelt erquickend, wie ruhig und frei diese vier Pelikanpaare auf dem Rand des Bedens stehen. Sie entsprechen sich, doch wirkt die Gruppierung nicht gefesselt. Wechselnde Bewegung der Tiere, die, wie bei Gaul selbstverständlich, immer der Natur charakteristisch abgelauert ist, hält das Gefühl der Wiederholung fern. Das ist eine Natürlichkeit, die vorbildlich ist wegen ihres hohen, künstlerischen Ernstes. Und in dieser räumlich freien, ungestörten Wirkung finden wir die besten Eigenschaften der alten Denkmäler, was Linie, Silhouette, Fläche anlangt, bewahrt.

In der Mitte des Wasserbedens steht ein Elefant, der aus hoch emporgelohobenen Rüssel Wasser speit. In natürlichem, weitem Bogen spritzt er die Strahlen in die Luft, und das Wasser fällt plätschernd ins Becken.

Auf dem Rand sitzen die Pelikane in natürlichen Gruppen, putzen sich, suchen Nahrung oder sitzen still beieinander. Nur leise verwendet Gaul noch einmal das rinnende Wasser. An beiden Ecken der Vorderseite, wo der Rand sich ein wenig höher hebt, sprudelt es hervor,

ebenso noch einmal, ein wenig verstärkt, hinten an dem abschließenden Teil des Bedens. Durch diese Bescheidung kommt der Höhe, in weitem Bogen fallende Wasserstrahl, den das Tier gegen die Akademie schleudert, zu erhöhter Wirkung, während die kleinen Brümlein an den Ecken beinahe lau schige, intime Winkel schaffen. Wer einmal alle Brunnen hat fliegen hören, schätzt dieses stille Geräusch und haßt dieses brausebadartige allseitige Bespritzen, das in modernen Brunnen üblich ist. Es ist schön, daß Gaul somit das Wasser an sich wirken läßt und diese Wirkung als solche mit in die Anlage berechnend hineinbezieht. Wie überhaupt die energische Betonung des Mittelteils und die ruhige Abflachung des Bedens viel zu der einheitlich großen Wirkung des Ganzen beiträgt, die sonst leicht durch Ueberladung und gegenläufige Annäherung in den Größenverhältnissen verwischt wird. Jedes Ornament, jeder schmückende Zierrat ist hier vermieden. Nur die persönliche Kunst lebt hier, formt die Linien, und in der treuen Art, mit der sie der Natur folgt, bildet sich schließlich aus dem Ganzen ein Allgemeines. Endlich einmal ein Werk ohne jedes übernommene Beiwerk. Es kommt ihm zugute, daß sein Schöpfer so unentwegt der Natur treu bleibt. So bleiben wir vor Entgleisungen, vor Uebertreibungen nach der anderen Seite hin bewahrt, welches Unglück sonst nicht allzu selten eintritt — und Gegnern der Stoff zur Kritik liefert. Dies aber ist echte Kunst von bleibendem Gepräge, ohne Verbrämung, die vielleicht Zeitgepräge hätte, die nur wir verstehen würden, und deren Wert für kommende Zeiten ein problematischer sein würde. —

Humoristisches.

— Der Ersahmann. Floßermartl (der sich im Streit heifer geschimpft hat): „Jeg' kann i' nimmer — schimpf' Du weiter, Seppi!“ —

— Verteidigerblüte. . . . Meine Herren, Sie wissen alle aus eigener Erfahrung, daß, wenn man des Morgens in aller Frühe einen halben Liter Schnaps getrunken hat, man zur Begehung eines Raubmordes leichter disponiert ist, als im nüchternen Zustand!“ —

— Zerstreut. In dem Kaufhause Moriz Meher wird nach dem Tode des Geschäftsbegründers die Firma unverändert weitergeführt.

Einige Tage später klingelt es noch abends spät am Telefon. Der Kassierer, aus seinen Zahlenreihen aufgeschreckt, rennt an den Apparat und ruft: „Hier Kaufhaus Moriz Meher, wer dort?“

„Hier Doktor Jagell! Sagen Sie mal, könnte ich wohl Herrn Meher persönlich sprechen?“

Kassierer (befangen): „Bedaure, Herr Meher ist augenblicklich tot —!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Vom Verlage G. Hansmann u. Co. in Bochum ist uns zugegangen: „Neue Lieder“. Gedichte von G. Kämpchen. Mit einem Porträt in Lichtdruck. 160 Seiten. Preis 1 M. —

— Philippis Schauspiel „Eine Faustsymphonie“ hatte im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg einen halben Erfolg. — Etwas besser scheint es D'Albert mit seiner Oper „Tiefland“ in Magdeburg ergangen zu sein. —

— Die Vatikanische Bibliothek hat kürzlich die Erlaubnis gegeben, daß die musikalischen Handschriften der Capella Sistina von Interessenten studiert werden dürfen. Es handelt sich um etwa 250 Werke von über hundert Komponisten aus der Zeit vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. —

— Im Jahre 1894 gab es in Deutschland 7796 Studierende der Medizin; im letzten Sommerhalbjahr betrug ihre Zahl 8049. —

— Einen sechsten Jupitermond hat man auf der Rücksternwarte in Kalifornien entdeckt. —

— Die Höhe der Meereswellen. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Das Hydrographische Bureau in Washington veröffentlicht soeben das Ergebnis der von dieser Anstalt während einiger Zeit sowohl am Ufer wie auch im offenen Meere selbst unternommenen Messungen der Höhe von Meereswellen. Die Durchschnittshöhe der Wellen mitten im Atlantischen Ozean wird mit 8 bis 10 Meter angegeben, bei sehr schlechter Witterung erreichen sie eine Höhe von rund 18 Meter und die höchsten unter den bei schweren Stürmen beobachteten Wellen erhoben sich niemals über 15 bis 16 Meter. Weit größere Verschiedenheiten herrschen naturgemäß im Hinblick auf das Längenmaß. Die Durchschnittswelle hat nach diesem Berichte eine Länge von 170 Metern, doch erreichen manche Wellen bei stürmischem Wetter eine Länge bis zu 1000 Metern und bewegen sich mit einer Schnelligkeit von 70 Kilometern in der Stunde fort. —

— In der Nähe des Baikalsees hat man ausgedehnte Steinkohlenlager entdeckt. Sie sollen stellenweise 20 bis 40 Fuß mächtig sein. —